Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 51 (1995)
Heft: 3

Artikel: Wenn ein Gespräch über Bäume wieder möglich wird...
Autor: Andreotti, Mario
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421679

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tionen zu faxen hatte Schaller auch etwas zum Zwist zwischen Kanton und Stadt um die Wiederinbetriebnahme des Notgefängnisses Waid in Zürich. Was er allerdings damit ausdrücken wollte, scheint uns doch eher rätselhaft zu sein. Wie zum Beispiel muß dieser Satz entschlüsselt werden: «Geld- und Personalmangel dürfen nicht als Hinderungsgrund vorgeschoben werden, den gemeinsamen Weg von Stadt und Kanton zu verlassen.»? Wer soll hier wen am Verlassen welches Weges hindern und schiebt dafür welche Begründung vor? Und was ums Himmels willen heißt die nachstehende Wortfolge: «Bereits im Februar habe ich davor gewarnt, daß die Lettenschließung nicht der Schlußpunkt, sondern der Start zur gemeinsamen Drogenpolitik von Stadt und Kanton Zürich sein muß.»? Hatte Schaller tatsächlich vor einer gemeinsamen Drogenpolitik gewarnt, oder haben wir ganz einfach nicht begriffen, was uns der neue Regierungsrat (und ehemalige Journalist) eigentlich sagen will?» Das von Redaktor zu Redaktor gesagt.«
Da kann ich als Dilettant nur sagen: Deutsche Sprak, swere Sprak!

Wenn ein Gespräch über Bäume wieder möglich wird ...

Von der literarischen Moderne zur Postmoderne

Von Dr. Mario Andreotti *(Schluß aus Heft 2)*

Das war grosso modo die Situation der deutschen Literatur, bevor es zum Umschwung der frühen siebziger Jahre kam: zum Übergang von der Moderne zur sogenannten Postmoderne. Meiner Meinung nach kommt das Jahr 1973 als Erstkandidat für die postmoderne Wende in Frage: Nachdem die arabische Ölsperre autofreie Sonntage zur Folge hatte, erlebten die Spaziergänger auf unsern Stadtautobahnen die ersten nicht mehr ganz modernen Gefühle. Ein Jahr später sprach alles von Rezession; die Wirtschaftskommentare jammerten; täglich sondierten die Medien im plötzlichen Nebel der Entwicklung, ob die «Talsohle» schon erreicht sei. Zwischen den Zeilen stand aber auch der Satz: Klar, daß das mal kommen mußte. Kurz: In den siebziger Jahren stellte sich atmosphärischer Mißmut ein. Das Wort «Umwelt» kam auf, meistens verwendet mit leicht pädagogischer Drohgebärde. Ebenso beflissen wandte man sich vom «Leben» ab und dem «Überleben» zu. Etwa zur gleichen Zeit schlich sich in die Redaktion des Dudens übrigens das neue Wort «Frust» ein. Bald darauf sollte man an den Wänden das apokalyptisch anmutende «No future» lesen können.

Kein Zweifel: ein neues Bewußtsein war entstanden, ein *post*modernes Bewußtsein. Nach 1980 etablierte sich dieses postmoderne Bewußtsein auch außerhalb der Avantgarde. Allzu bekannt sind die Stationen seither geworden, als daß ich sie hier im einzelnen erörtern müßte: Waldsterben, Reaktorangst, Ressourcenschädigung usw. dämpften das Vertrauen in den linear gedachten Fortschritt. Das Jahr 1986 – Challenger-Katastrophe, Tschernobyl, Sandoz-Unfall – markierte den zeitlichen Höhepunkt dieses globalen Vertrauensverlustes.

Auf noch eine postmoderne Bewußtseinswende muß ich hier hinweisen, bevor ich den Begriff der «Postmoderne» selber zu erläutern versuche. Es handelt sich um die Wende im religiös-metaphysischen Bereich, wie sie vor allem seit den achtziger Jahren sichtbar wurde und noch wird:

Während in den sechziger und noch in den frühen siebziger Jahren die Religion, das Religiöse ganz allgemein an gesellschaftlicher Wirkung deutlich eingebüßt hatte, ist seit den achtziger Jahren eine Art Wiederbelebung des Religiösen festzustellen. Dabei handelt es sich freilich nicht um eine kirchlich gebundene Religiosität – seit dem Amtsantritt von Papst Johannes Paul II. im Jahre 1978 hat sich im katholischen Bereich die Kritik an der Kirche noch verstärkt –, sondern um eine Religiosität in weitgehend unkirchlicher Form. Alle möglichen esoterischen Gruppierungen, von der «New-Age»-Bewegung mit ihrer romantischen Sehnsucht nach dem Goldenen Zeitalter bis hin zu den verschiedenen Reinkarnationslehren, die gegenwärtig Hochkonjunktur haben, stehen für diese Religiosität. Daß sich dabei auch religiöse Abarten, wie Okkultismus und Satanskult, neu beleben konnten, sei nur nebenbei erwähnt. Im kirchlichen Raum selber zeigt sich die neugewonnene Religiosität vor allem in den starken fundamentalistischen Strömungen, die ich eingangs bereits angedeutet habe.

Überblickt man die letzten zwanzig Jahre, so stellt man, etwas pauschal gesprochen, eine Remythisierung unseres Denkens, ja unserer ganzen Kultur, eine Art Auferstehung des Mythos fest. Und zwar in dem Sinne, daß die aus der Aufklärungstradition stammenden und in den sechziger Jahren hochgehaltenen Leitbegriffe «Vernunft», «Geschichte» und «Fortschritt» gleichsam verabschiedet werden und an deren Stelle eben der Mythos tritt. Nicht umsonst hat Fritz J. Raddatz 1984 in der «Zeit» einen großen zweiteiligen Artikel veröffentlicht, in dem er das Ende der Aufklärung und eine «Umwertung unserer Gefühls- und Denkwelt» im Zeichen des Mythos konstatierte. Damit hatte er das Wesen der Postmoderne treffend charakterisiert.

«Postmoderne» – diesen Begriff habe ich nun mehrfach gebraucht. Es handelt sich um einen Begriff, der in intellektuellen Kreisen inzwischen bereits zum Schlagwort geworden ist. Was meint er aber eigentlich, dieser Begriff? Versuchen wir eine Definition dessen zu geben, was sich unter «Postmoderne» verstehen läßt.

Der Begriff «Postmoderne» setzt – wie schon gesagt – trivialerweise voraus, daß es eine Moderne gab. Von dieser Voraussetzung aus ließe sich die «Postmoderne» zunächst einfach kurz und bündig als «Abschied von der Moderne» definieren. Als einen solchen Abschied versteht sie sich denn auch zweifellos. Doch «Abschied von der Moderne» – das sei in aller Deutlichkeit gesagt – meint hier nicht einfach eine Rückkehr in die alten, bürgerlichen Denktraditionen, in eine Art vormodernen Zustand. Ebensowenig läßt sich der Begriff der «Postmoderne» als totaler Antimodernismus verstehen, als eine Art Ausstieg aus der Moderne, wie ihn die typischen Aussteiger der späten siebziger und achtziger Jahre aufgefaßt haben wollten. Zu sehr ist bekannt, daß in wesentlichen Bereichen unserer Zivilisation noch immer ungebremst Modernisierungsprozesse ablaufen, als daß wir heute pauschal von einer antimodernistischen Epoche sprechen könnten.

Aber was meint man denn nun *wirklich,* wenn man von «Postmoderne» spricht? Etwas Sonderbares, wie mir scheint. «Postmoderne» bedeutet – wie bereits gesagt – nicht den Abschied von der Moderne; es handelt sich bei ihr nicht um eine neue Epoche, die mit ihrer Vorgängerin, der Moderne, gleichsam aufräumt; sie räumt nicht auf, sondern sie läßt die Moderne gewissermaßen auf sich beruhen, läßt sie, metaphorisch gesprochen, wie aus Appetitlosigkeit liegen, wodurch die Moderne selber ihren einstigen Elan verloren hat. Der Epochenwandel gleicht demjenigen zwischen der Spätantike und dem Frühmittelalter, wo die römischen Monumente auch nicht abgebrochen, sondern als Trümmerblöcke zwischen den fränkischen Gutshöfen, umgeben von Hühnergegacker, liegengelassen wurden. Die Grenze zwischen Gestern und Heute – das wissen nicht nur die Historiker – ist kein Schnitt; sie gleicht eher einem ausgerissenen Stoffband. In unsern Städten wurden in den letzten Jahren sogenannte Wohnstraßen – man bedenke den Widerspruch im Wort – eingerichtet, auf denen die Autos, Symbole der Rasanz, zwar quergestellt, aber verbleiben dürfen, und dazwischen stehen Bänke auf der früheren Fahrbahn, auf denen Mütter mit ihren Kindern sitzen. Das ist, in ein Bild übersetzt, die Situation der Postmoderne.

Als kurzgefaßte Definition der «Postmoderne» läßt sich etwa folgendes sagen: Die «Postmoderne» ist jene Epoche, in der wir uns seit den siebziger Jahren befinden, um damit die ungelösten Probleme der Moderne gewissermaßen hinter uns zu lassen. Die Postmoderne erscheint in diesem Sinn als eine Art Korrektiv der Moderne. Hermann Lübbe, der Zürcher Philosoph, sieht in der Postmoderne eine Reaktion auf die Überforderung der Moderne. «Wer den Fortschritt», so Lübbe, «nicht mehr zu verarbeiten vermag, kann auf seinen neuesten Stand... auch nicht mehr verpflichtet werden.» Die «Postmoderne» erscheint aus dieser Sicht als jenes Zeitalter, in dem die epochalen Glaubensüberzeugungen der Moderne, z. B. der hier schon mehrfach angesprochene Fortschrittsglaube, erschüt-

tert werden und ihre Tragfähigkeit einbüßen. Aus dieser Definition geht übrigens recht deutlich hervor, daß der Begriff «Postmoderne» mehr das Schwinden der bisherigen Überzeugungen als etwas wirklich Neues, z. B. eine neue Epoche, meint. Die Postmoderne, sagen wir es deutlich, ist in diesem Sinne ein Kind unserer allgemeinen Verunsicherung, unserer Orientierungskrise. Das erklärt auch, warum gerade heute fundamentalistische Strömungen aller Art, die dem Mann, der Frau von der Straße vermeintliche Sicherheiten anbieten, aufs Ganze gesehen so erfolgreich sind. Zu diesen fundamentalistischen Strömungen gehört übrigens auch die ganze «grüne» Bewegung, die in ihrem unterschwelligen Romantizismus und in ihrer andauernden Katastrophenerwartung – auch das ein Phänomen der Postmoderne – jeden Fortschritt, Rousseau gleich, insgeheim als Verfall deutet. Sie, diese vieldiskutierte «grüne» Bewegung, ist für mich gewissermaßen das rassenreinste Kind der Postmoderne.

Nun ist im Titel meines Aufsatzes nicht einfach von «Moderne» und «Postmoderne», sondern von *literarischer* Moderne und Postmoderne die Rede. Das zwingt mich abschließend, ein paar Worte zur postmodernen Literatur, also zur Literatur der letzten zwanzig Jahre, zu sagen.
«Postmoderne» – das meint auch im literarischen Bereich nicht einfach den Abschied von der Moderne. Es ließe sich an zahllosen Beispielen zeigen, daß die deutsche Literatur der letzten zwanzig Jahre durchaus Neues, Avantgardistisches vorzuweisen hat. Man hat in diesem Sinne schon versucht, von einer «postmodernen Moderne» zu sprechen. Der Begriff taugt, schon seines inneren Widerspruchs wegen, zur Bezeichnung der gegenwärtigen Literaturepoche allerdings ebensowenig wie die in den offiziellen Literaturgeschichten zirkulierenden Epochenbegriffe «Neue Innerlichkeit», «Neue Subjektivität» oder gar «Sensibilität» und dergleichen mehr. Übrigens hat die Germanistik mit den literarischen Epochenbegriffen stets Mühe bekundet: Entweder hat sie diese Begriffe, wie etwa den der Aufklärung oder des Expressionismus, mehr oder weniger legal aus andern geisteswissenschaftlichen Disziplinen «gestohlen», oder dann erwiesen sich die Begriffe selber, zumindest aus erkenntnistheoretischer Sicht, als falsch. Das gilt etwa für den Begriff des «Realismus».
Doch nun wieder zurück zum Thema. Die literarische Postmoderne bedeutet also nicht einfach den Abschied von der Moderne; denn «Postmoderne» kann literarisch sehr wohl auch Abschied von der Moderne heißen, nämlich dann, wenn man die Moderne selber als eine betont gesellschaftlich-politisch engagierte und experimentell ausgerichtete Literatur auffaßt. «Postmoderne» als «Abschied von der Moderne» bedeutet, so gesehen, ein Dreifaches:

1. Die weitgehende *Entpolitisierung der Literatur:* Seit den siebziger Jahren stellen wir im deutschen Sprachraum einen Rückzug der Literatur aus den Bereichen Gesellschaft und Politik in den Bereich des

Apolitisch-Privaten, ja in den einer Art von «Innerlichkeit» fest. Das hängt zunächst zweifellos einmal damit zusammen, daß die Autoren der siebziger und achtziger Jahre dem modernen Postulat von der Veränderbarkeit der Welt durch den Menschen und vor allem durch die Literatur nicht mehr trauen. Die in den sechziger Jahren noch unbezweifelte Vorstellung, daß die Literatur eine unmittelbare öffentliche Wirkung besitze, gilt seit den siebziger Jahren kaum mehr. Was vermag Literatur wirklich? Diese Frage wird heute zunehmend bescheiden, ja kleinlaut gestellt. Hölderlins visionäres Wort «Was bleibet aber, stiften die Dichter» gilt in unseren Tagen kaum mehr.

Nun wäre es falsch oder zumindest einseitig, wollte man die von mir angesprochene Entpolitisierung der Literatur nur negativ bewerten. Rückzug ins Private – das bedeutet seit den siebziger Jahren die Aufnahme neuer thematischer Schwerpunkte in die Literatur. Zu ihnen gehören etwa der Generationenkonflikt, das Problem neuer partnerschaftlicher Beziehungsformen, gehören in diesem Zusammenhang vor allem auch die vorher schamhaft verhüllten Probleme um Sexualität und Treue (oder soll ich «Untreue» sagen?) und nicht zuletzt die verschiedenen emanzipatorischen Bemühungen der Frauen. Apropos Frauen: Ihre Literatur, also die sogenannte Frauenliteratur, über die heute noch engagiert diskutiert wird, ist das möglicherweise typischste literarische Kind der Postmoderne. Es war Erica Pedretti, die 1970 mit dem schmalen Prosaband «Harmloses bitte» einer breiten Öffentlichkeit bewußt gemacht hat, daß die literarische Domäne der Schweizer Schriftstellerin nicht das Kinderbuch – und die «moderne» Literatur überhaupt nicht eine Domäne der Männer sein mußte. Die endgültige Überwindung der Schwellenangst bringt aber das Jahr 1975, als die Erstlinge Verena Stefans («Häutungen») und Gertrud Leuteneggers («Vorabend») erschienen – zwei Bücher, die beinahe zu Kultbüchern der ganzen deutschen Frauenbewegung wurden. Ich darf die paar wenigen Anmerkungen zur Frauenliteratur nicht abschließen, ohne die beiden bekannten Namen Eveline Hasler und Helen Meier wenigstens erwähnt zu haben.

2. Der starke *Autobiografismus in der Literatur:* Nach 1970 hieß es plötzlich, die Literatur müsse das Leben, die Welt, in der wir nun einmal sind, möglichst authentisch wiedergeben. «Forderung nach Authentizität» haben das die Germanisten in ihrem fürchterlichen Bildungsjargon genannt. «Es ist ganz gut, wieder bei sich selbst anzufangen, zu fragen, wo stehe ich, wo ist mein Punkt», meinte ausgerechnet Günter Graß, der erfolgreichste Erzähler der Bundesrepublik. Tatsächlich schrieben nun eine ganze Reihe etablierter Autoren autobiografische Texte. 1972 erschienen «Aus dem Tagebuch einer Schnecke» von Graß und «Die Jahre, die ihr kennt» von Peter Rühmkopf, 1973 erschien Karin Strucks Tagebuch «Klassenliebe», 1975 Max Frischs «Montauk», und noch im gleichen Jahr begann Thomas Bern-

hard mit der Veröffentlichung der vier Bände seiner Erinnerungen. Dies sind nur ein paar wenige Beispiele für die zahlreich auftretende autobiografische Literatur nach 1970. Sie gehört, gerade auch weil sie sich apolitisch, privat begreift, zu den typischen Erzeugnissen der literarischen Postmoderne.

Und schließlich

3. Ich bezeichne es mit einem etwas unschönen Begriff als *«Refiktionalisierung der Literatur»:* Was ist damit gemeint? Die Literatur der sechziger Jahre war eine weitgehend gestische, das heißt, sie wollte stets etwas zeigen, vorführen, demonstrieren. Das beste Beispiel dafür bildet die konkrete Poesie eines Gomringer oder Jandl. Die Literatur der *nach*siebziger Jahre will erzählen, will Spannung erzeugen, will den Leser zur Identifikation auffordern. Berühmt geworden ist in diesem Zusammenhang eine Äußerung von Peter Handke, der in den sechziger Jahren von sich behauptet hatte, er könne in der Literatur keine Geschichten mehr vertragen. Handke sagte 1972, nach Erscheinen seines Kurzromans «Der kurze Brief zum langen Abschied», in einem Interview folgendes: «Ich bin jetzt der Meinung, daß eine Fiktion nötig ist, eine reflektierte Fiktion, damit die Lesenden sich wirklich identifizieren können. Und Identifikation möchte ich schon erreichen.» Dieses Wort Handkes könnte geradezu das Motto der literarischen Postmoderne sein.

Diese ganze Refiktionalisierung der Literatur gilt etwa für Handkes Frauenbiografie «Wunschloses Unglück» aus dem Jahre 1973 so gut wie für Peter Webers zwanzig Jahre später erschienenen regionalistischen Roman «Der Wettermacher». Sie hat dazu geführt, daß der alte, fiktive, persönliche Erzähler gewissermaßen in den Roman zurückgekehrt ist. Bezeichnenderweise trägt denn auch ein in den frühen achtziger Jahren erschienenes Buch zur Thematik der literarischen Postmoderne den Titel «Die Wiederkehr des Erzählers».

Sind wir noch mitten drin in dieser Postmoderne, oder geht diese Epoche bereits wieder ihrem Ende zu? Längst fehlt es nicht mehr an Diagnosen, die an der Postmoderne Alterungserscheinungen festgestellt haben. Man spricht dann gerne von einer Krise der Postmoderne, so wie man einst, zu Beginn der Moderne, von einer Krise des Romans, des Dramas gesprochen hat. Und bereits sind die Schnelldenker wieder am Werk und reden halb ironisch, halb ernst von einer «Post-Postmoderne», in der wir zurzeit angeblich stecken. Nun, mit was für Bezeichnungen wir denn auch immer unsere Epoche literarisch erfassen wollen, eines bloß ist letztlich wichtig: der Umstand nämlich, daß die Literatur, für die Leser wie für die Kritiker, spannend, ja aufregend bleibt – und dies trotz ihrer «durchschlagenden Wirkungslosigkeit», von der schon Max Frisch sprach.